

43

Inhalt:

Intro / Impressum	5
In drei Billionen Jahren geht im All das Licht aus	6
Die Kunst ist weiblich. Derzeit zumindest!	12
Countdown für die Kunst	18
Lichtblick	20
Bilder einer verschollenen Generation	22
„Wenn mir nichts einfällt, verwende ich Vokabular.“	26
2x Dreigroschenoper	29
Musendämmerung	34
Short cuts	36

KUNSTHALLE SCHWEINFURT



im ehemaligen
Ernst-Sachs-Bad

7. Mai 2009, 11 Uhr Generalprobe
7. bis 10. Mai 2009 Tage der offenen Tür
Geöffnet ab 29. Mai 2009

18. Juni – 13. September 2009

Franz Hitzler

Farbe, Furcht und Engel



© VG Bild-Kunst, Bonn

Stadt
SCHWEINFURT
Zukunft findet Stadt
Museen und Galerien

www.schweinfurt.de www.kunsthalle-schweinfurt.de

Gefördert mit Geldern der Europäischen
Union und des Freistaates Bayern im
EU Ziel-2 Städtebauförderungsprogramm

Gefördert durch Stadt, Universitäten –
Unterstützte Kulturstiftung

Anzeige

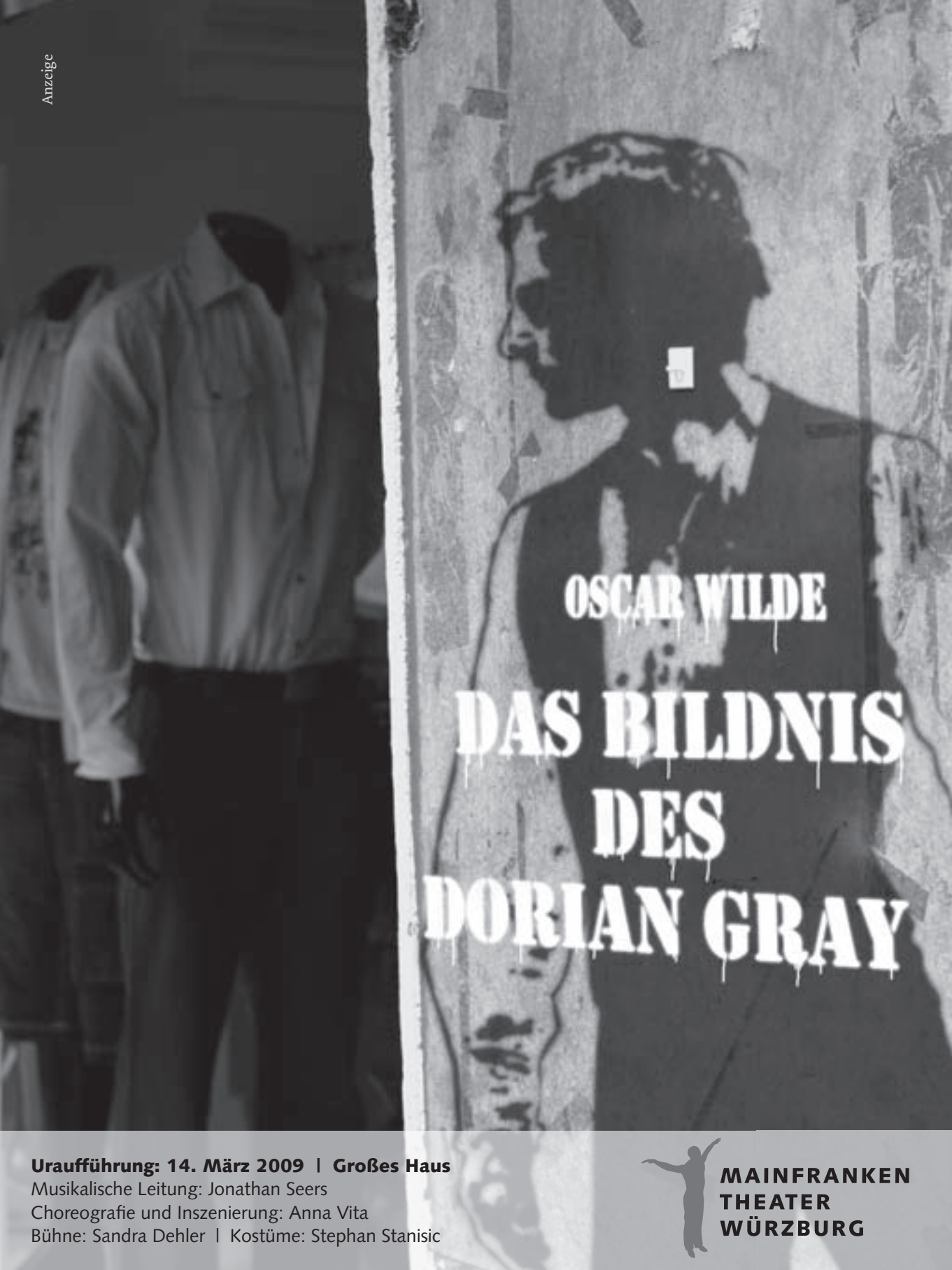
Gemalt auf Glas & Licht



Kabinettscheiben von
Gotik bis Barock

Sonderausstellung
29. März - 2. August 2009
Knauf-Museum Iphofen

Knauf-Museum Iphofen, Am Marktplatz, 97343 Iphofen Telefon: 09323 / 31-528
oder 09323 /31-625 Öffnungszeiten: Dienstag bis Samstag 10 bis 12 Uhr und
14 bis 17 Uhr Sonntags 14 bis 18 Uhr www.knauf-museum.de



OSCAR WILDE
DAS BILDNIS
DES
DORIAN GRAY

Uraufführung: 14. März 2009 | Großes Haus
Musikalische Leitung: Jonathan Seers
Choreografie und Inszenierung: Anna Vita
Bühne: Sandra Dehler | Kostüme: Stephan Stanisic



**MAINFRANKEN
THEATER
WÜRZBURG**

Intro

In den USA gehen inzwischen auch schon große, traditionsreiche und angesehene Tageszeitungen wie jetzt die „Rocky Mountain News“ über den Jordan, der dort – in Denver – natürlich Colorado heißt. Bei uns sind es vorerst vor allem für das tägliche Leben unentbehrliche Magazine wie „Vanity Fair“ oder „Wir“ (Süddeutscher Verlag). Was natürlich bei Zynikern die Frage auslöst: sterben die Printmedien doch und vor allem schneller als man zu hoffen wagte? Auf jeden Fall: Die Branche zittert. Auf Fachtagungen und im Www wird beinahe schon rührend nach Möglichkeiten gesucht, wie der Untergang verhindert werden könnte. Das reicht dann von „kostenlos“ bis zum bezahlten online-Dienst – nur der Stein der Weisen ist bis jetzt offensichtlich nicht gefunden. Interessant ist dabei vor allem, daß man in erster Linie neue Marketing-Strategien sucht und kaum einen Gedanken daran verschwendet, daß es vielleicht an den Inhalten, den „Informationen“, die die Printmedien liefern, liegen könnte, wenn die Leser kein Interesse am Gedruckten zeigen und auch nicht bereit sind, online-Nachrichten zu bezahlen. Vielleicht liegt ja das eigentliche Dilemma darin, daß man zwar zumindest unterirdisch weiß, daß es die Inhalte sind, aber genau dieses Problem sozusagen „unternehmenspolitisch“ gar nicht mehr lösen kann. Natürlich ist jeder Verlag davon überzeugt, daß er seine Zielgruppe nach besten Wissen bedient, und vermutlich sind auch die meisten Journalisten davon überzeugt, daß das, was sie gerade schreiben müssen, eigentlich jemanden interessieren könnte. Doch trotz aller Leseranalysen scheint die Rechnung immer seltener aufzugehen; zu diversifiziert scheinen die Zielgruppen, zu sprunghaft die Interessen und Motivationen der einzelnen Leser, um darin wenigstens noch mittelfristig eine Geschäftsgrundlage zu haben. Ganz offensichtlich aber haben die Medien selbst für diese Situation gesorgt. Und es scheint als haben sie dadurch, daß sie aus wirtschaftlichen Erwägungen sich ihres gesellschaftspolitischen Auftrages entledigten ohnehin ihre Seele verkauft; haben vermutlich einen Teil ihrer Leser so verdammt, daß die überhaupt nichts mehr interessiert, und den kleinen Rest erreichen sie nicht mehr, weil der sich mit dem „Grundnahrungsmittel“ Information auf verschlungenen anderen Wegen versorgt. Es sieht jedenfalls so aus, als wäre die strenge Zurichtung von Medienerzeugnissen auf jeweils bestimmte Zielgruppen kein Garant für den wirtschaftlichen Erfolg mehr. Vielleicht sollte man zu alten Tugenden zurückkehren und jeweils die Zeitschrift machen, die man selbst lesen möchte. Ganz so wie der Bäcker, dem die eigenen Brötchen auch schmecken müssen. Okay, das wird kaum ein Modell für die Verlagsbranche sein können, es ist aber unsere Maxime.

Ihre Redaktion

nummerdreieundvierzig

herausgegeben vom **Kurve e.V.** –
Verein zur Förderung von Kultur in
Würzburg

Druckauflage: 1500 Exemplare
Herstellung: Beckdruck GmbH, Würzburg

Kontakt nummer

c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien
Innere Aumühlstraße 15-17 · 97076 Würzburg
Tel.: 0931 – 413937 · mail@nummer-zk.de

Bankverbindung

VR-Bank Würzburg · BLZ 790 900 00
Konto 78 417 · Kontoinhaber: Kurve e.V.

Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.
Wolf-Dietrich Weissbach [wdw], Achim
Schollenberger [as], Renate Freyisen, Hella
Huber, Markus Mauritz, Falk von Trauten-
berg, Peter Geiger, Clemens Tangerding.

Für die Inhalte der
Artikel sind die Autorinnen selbst verantwortlich.

Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo

Umschlagfarbe HKS 95 N

Layout

Wolf-Dietrich Weissbach

Anzeigenpreisliste 1.2006

Künstlerportfolio:

€ 150 Ganze Seite 180 x 240 (186 x 246)

Short Cuts:

€ 100 Viertelseite 77,5 x 100

€ 180 Halbe hoch 77,5 x 205

€ 180 Halbe quer 160 x 100

€ 300 Ganze Seite 160 x 205

€ 300 Anschnitt/U4 186 x 246

alle Maße: Breite x Höhe in mm
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100 HKS-Farbskala

€ 125 Pantone-Farbskala

alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

€ 48 Mitgliedschaft im 12 x 1 Heft
Förderverein Kurve e.V.

€ 36 Jahresabonnement 12 x 1 Heft

€ 36 Geschenkabonnement 12 x 1 Heft

€ 60 Förderabonnement 12 x 2 Hefte

€ 100 Superabonnement 12 x 4 Hefte

alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.

Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,
wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.

Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

SIND WIR ALLEIN
IM UNIVERSUM?

In drei Billionen Jahren geht im All das Licht aus

**Apropos Astronomie – etwas Skepsis wäre selbst hierbei ratsam.
Ein Beitrag zum Internationalen Jahr der Astronomie 2009**

Von Wolf-Dietrich Weissbach



NÜRNBERGER
ASTRONOMISCHE GESE

NU
ASTRONOMI

ASTRON

ASTRO

NÜRNBERG
ASTRONOMISCHE G

Es ist wohl nicht sehr wahrscheinlich, daß uns in allernächster Zeit der Himmel auf den Kopf fällt. Sollte es doch drohen, dann freilich hätten wir gegenüber den Bewohnern des kleinen Dorfes im fiktiven Gallien vor rund 2 000 Jahren den entscheidenden Vorteil zu wissen, was uns erwartet: Ein Volkswagen, wie es uns gegenwärtig die Fernsehwerbung empfiehlt und der vergleichsweise geringen Schaden anrichtet, oder vielleicht ein kapitaler Asteroid, der das Leben auf der Erde ernsthaft gefährden könnte. Letzterer hätte vermutlich einen Namen mit vorangestellter Nummer – z.B. „(99942) Apophis“ –, wir könnten im Internet verfolgen, wie er auf uns zuraste, erführen seine Geschwindigkeit, seine exakte Größe – z.B. 270 Meter Durchmesser – und Materialzusammensetzung und den genauen Ort und Zeitpunkt des Impakts – möglicherweise am 13. April 2036. Wir hätten aber dank diverser Hollywood-Produktionen eine harmlos-schreckliche Vorstellung davon, was dann passierte. Ein derartiges, auf jeden Fall irgendwann in den nächsten 100 000 Jahren anstehendes Szenario trägt gewiß etwas zur Faszination der Astronomie bei; wir wissen uns einer allmächtigen, nach allgemeiner Ansicht ausnahmsweise einmal nicht von Menschen gemachten Gefahr ausgesetzt und erlangen dadurch, wie Thomas Mann hätte sagen können, eine „existenzielle Tiefe“ wie sie unserem Stellenwert im Ganzen des Universums wohl nur zuträglich sein sollte. Und dies auch und gerade dadurch, daß mittlerweile kaum ein Tag vergeht, an dem nicht neue astronomische Theorien und Erkenntnisse veröffentlicht werden. Es vergeht auch kaum eine Woche, in der nicht die verschiedenen Riesensternwarten in Chile, Texas, Südafrika, La Palma oder auf Hawaii oder Weltraumteleskope wie Spitzer (Infrarotbereich), Chandra (Röntgenstrahlung), GLAST (Gamma-Ray Large Area Space Telescope) und natürlich das wiederbelebte Hubble neue, atemberaubende Aufnahmen aus den Weiten des Alls liefern. Galaktische Kollisionen, Supernova-Ausbrüche, Quasare, Pulsare (Sternleichen), die sich in Nebelschwaden durch den unendlichen Raum ziehen, Gamma-Blitze, die in wenigen Sekunden eine Energie freisetzen, für die unsere Sonne Milliarden Jahre benötigte, Bilder von Geschehnissen, die vor Milliarden von Jahren wohl stattfanden, die wir, weil das Licht so lange brauchte, bis es zu unserem Sonnensystem gelangte, jetzt mit hochempfindlichen Apparaturen aufzeichnen können.

Daß die Menschen freilich überhaupt auf die Idee verfielen, angestrengt nach solchen Phänomenen zu forschen, verdankt sich Männern wie Giordano

Bruno (er landete auf dem Scheiterhaufen), Regiomontanus, Nikolaus Kopernikus, Tycho Brahe, Galileo Galilei (er mußte seine Lehren widerrufen, um dem Schicksal eines Giordano Bruno zu entgehen), Johannes Kepler und Isaac Newton, die das seit der Antike gültige ptolemäische Weltbild zum Einsturz brachten und durch ein heliozentrisches Weltbild, also eines, in dem nicht mehr die Erde, sondern die Sonne im Mittelpunkt stehen sollte, ersetzten und damit der modernen Naturwissenschaft den Weg bereiteten. Es waren vor allem Galilei und Kepler, die vor exakt 400 Jahren, 1609, in Praxis und Theorie belegten, was Kopernikus 1543 in seinem Buch „De revolutionibus orbium coelestium“ anhand seiner Beobachtungen des Mondes und der Fixsterne als mathematisch-fundiertes Modell entworfen hatte. (Ein heliozentrisches Weltbild hatte im 3. Jahrhundert vor Christi bereits Aristarchos von Samos, offensichtlich aber mit geringem Erfolg, vorgeschlagen.)

Galilei und Kepler brachten vor 400 Jahren das ptolemäische Weltbild zum Einsturz.

1608 aber hatte der Holländer Hans Lipperhey das Fernrohr erfunden, das Galilei sofort nachbaute und – der Mathematikprofessor war auch ein geschickter Handwerker – wesentlich verbesserte. Mit 30facher Vergrößerung konnte sich Galilei den Mond ansehen, und er stellte fest, wie sehr die Mondoberfläche doch der der Erde ähnlich war. Bis dahin war man der Meinung, der Mond sei eine Kristallkugel und gehörte wie Sonne und Sterne zu einer höheren Welt. Galileis Beobachtungen des Mondes, der

Galileo Galilei (1564 - 1642)





Johannes Kepler (1571 - 1630)

Venus, seine Entdeckung der Jupiter-Monde, die er fein säuberlich in seinem „Sternenboten“ (Sidereus Nuncius / 1610) aufgezeichnet hatte, legten freilich etwas ganz anderes nahe, das sich nicht mit den kirchlichen Vorstellungen vertrug: Die Erde und die bis dahin bekannten Planeten bewegen sich um die Sonne.

Bereits 1605 hatte Johannes Kepler sein 1609 erschienenes Buch *Astronomia Nova* fertiggestellt, in dem er auf der Grundlage von Tycho Brahes Beobachtungen des Planeten Mars seine beiden ersten Planetengesetze formulierte, wonach die Planeten sich erstens auf einer elliptischen Bahn um die im Brennpunkt befindliche Sonne und zweitens nicht mit gleichbleibender Geschwindigkeit bewegen, sondern abhängig von der Entfernung zur Sonne langsamer bis schneller. (Einige Jahre später kann Kepler auch die Beziehung zwischen Umlaufdauer und Durchmesser einer Planetenbahn bestimmen.) Keplers Planetengesetze und die 1669 von Isaac Newton entdeckte Gravitation, womit er Keplers Gesetze erklären konnte, wie auch seine Theorie des Lichts als Teilchenstrahlung machten aus der Astronomie endlich Astrophysik. Die Teleskope wurden immer größer – 1668 hatte Newton das Spiegelteleskop erfunden – und leistungsfähiger. 1676 entdeckte Olaf Römer, daß die Lichtgeschwindigkeit „endlich“ ist, zwei Jahre später berechnete sie

Christiaan Huygens mit etwa 213 000 km/s (heute gilt: $c = 299\,792,45$ km/s).

1783 entdeckte Wilhelm Herschel die Eigenbewegung der Sonne, und damit wurde klar, daß auch unsere Sonne „nur“ ein Stern unter vielen Sternen in unserer Milchstraße ist.

Die Erfindung der Photographie ist auch eine Sternstunde der Astrophysik.

Es bedurfte eigentlich nur noch eines verlässlicheren Beobachtungsinstrumentes. Das war die 1826 erfundene Photographie – bereits 1840 fertigte John William Draper die erste Daguerreotypie vom Mond an. Die Photographie mit ihrem Versprechen einer wirklichkeitsgetreuen Abbildung ermöglichte zudem durch lange Belichtungszeiten, nur ganz schwach strahlende Weltraumobjekte sichtbar zu machen, die mit dem Blick durchs Teleskop nie auszumachen wären. Darüberhinaus kann durch eine Sensibilisierung photographischer Verfahren für andere Wellenbereiche, beispielsweise nicht sichtbares Licht im Infrarot- und Ultraviolettbereich oder überhaupt elektromagnetischer Strahlung ein jeweils völlig anderer Zugang zum Universum eröffnet werden.

Ab dem 20. Jahrhundert und erst recht in den letzten Jahrzehnten freilich wurde die Astrophysik mehr denn je für den Laien zu einer Art Geheimwissenschaft, deren hochkomplizierte mathematische Berechnungen und Theorien nur noch von deren Hohen Priestern zu durchschauen sind. Und selbst das darf mit Fragezeichen versehen werden; Niels Bohr (1885–1962) wird der Ausspruch zugeschrieben: „Jeder, der von sich behauptet, er habe die Quantenmechanik verstanden, hat überhaupt nichts verstanden.“ Werner Heisenbergs Quantentheorie und Albert Einsteins Relativitätstheorie sollen zu den am besten getesteten Theorien der gesamten Naturwissenschaft gehören – nur sie vertragen sich nicht. Man erfährt von der String-Theorie mit ihren zehn Dimensionen und der Superstring-Theorie, und der derzeit wohl populärste Astrophysiker, Stephen Hawking, bemüht sich sogar in Büchern wie „Das Universum in der Nußschale“ und „Die illustrierte kurze Geschichte der Zeit“ diese Theorien einer breiteren Öffentlichkeit verständlich zu machen. Dennoch sind es nur vage Begriffe, die in der Öffentlichkeit ankommen. Da ist von schwarzen Löchern (Neutronensternen) die Rede, die alles schlucken, was ihnen in die Nähe kommt, von dunkler Materie und dunkler Energie, die zusammen 95 Prozent des Universums ausmachen sollen, wird

gesprochen, daß sowohl Materie wie dunkle Materie spinnennetzartig im Universum verbunden sind, daß unser All 13,7 Milliarden Jahre alt ist, daß es Paralleluniversen, in denen die Twin-Towers noch stehen, geben könnte, daß es viele Millionen Grad heiße Regionen gibt, daß unser Universum nur ein Hologramm sein könnte, usf. Vor allem aber sind es atemberaubende Bilder, die die Begeisterung für die Astrophysik befeuern und zugleich die Vorstellung, daß zwar noch viel zu erforschen und zu entdecken sei, die Weltformel noch nicht gefunden ist, aber daß das, was mit der Kraft der Naturgesetze bewiesen sei, unabhängig vom menschlichen Geist so vorhanden bzw. „gegeben“ und wahr sei.

Da gibt es jedoch Widerspruch. Man muß dabei gar



Astrophysiker Harald Lesch Foto: Wolf-Dietrich Weissbach

nicht unbedingt auf den Philosophen Immanuel Kant verweisen, der in seiner „Kritik der reinen Vernunft“ Möglichkeit und Grenzen der menschlichen Erkenntnis dargelegt und gezeigt hat, daß über das Ding an sich keine Aussage gemacht werden kann; konstruktivistische Wissenschaftstheorien und auch neuere Komplexitätstheorien schränken inzwischen gar die unabdingbare Gültigkeit von Naturgesetzen ein. Wenn schließlich gar Physik-Nobelpreisträger wie Robert Laughlin bezüglich der Suche nach der Weltformel von einem Irrglauben sprechen, die Teilchenforschung als schwarze Magie und den Urknall als Marketing-Maßnahme bezeichnen, deren Zweck es sei, immense Summen z.B. für einen Teilchenbeschleuniger wie den

Large Hadron Collider (LHC) am Europäischen Kernforschungszentrum CERN bei Genf – bisher rund 3 Milliarden Euro – aufbringen zu können, kann das skeptisch stimmen. (Das soll übrigens nicht heißen, daß man mit der Inbetriebnahme des LHC gleich den Weltuntergang fürchten muß. Es könnte aber bedeuten, sorgfältig zu prüfen, ob solche Gelder nicht sinnvoller verwendet werden könnten. Wohl nicht erst seit der gegenwärtigen Bankenkrise – wo übrigens auch mit imaginären Milliardengrößen gehandelt wird – scheint ein gesundes Mißtrauen ratsam. Möglicherweise leiden Astronomen und Banker gleichermaßen an einer Rotverschiebung; in der Astronomie wird damit die Inflation des Weltalls belegt, also der Sachverhalt, daß sich ferne Sterne immer weiter und immer schneller von uns wegbewegen. Was das bei den Bankern bedeutet, wissen wir inzwischen alle.)

Das anthropische Prinzip

Freilich spielt entgegen der öffentlichen Wahrnehmung in verschiedenen astrophysikalischen Theorien der Mensch, der Beobachter, das anthropische Prinzip eine bestimmte Rolle. Gewiß nicht so wie Goethe es verstanden haben mag, der in einem Brief an Winckelmann geschrieben hatte: Wozu dient denn „alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unterbewußt seines Daseins erfreut“. Das könnte danach klingen, daß das ganze Universum überhaupt nur für den Menschen da ist. Dumm, wenn wir es womöglich doch mit anderen Lebewesen teilen müßten. Anlässlich der Eröffnung in der Metropolregion Nürnberg des von der Unesco für 2009 weltweit ausgerufenen Astronomischen Jahres am 27. Januar im Nicolaus-Copernicus-Planetarium wurde der Astrophysiker Harald Lesch, der vor allem durch seine Fernsehsendungen zur Astronomie im Nachtprogramm des Bayerischen Rundfunks bekannt ist, mit der Verdienstmedaille der Nürnberger Astronomischen Gesellschaft „Bene Merenti de Astronomia Norimbergensi“ geehrt. In seinem Festvortrag hat er die Frage, ob wir allein im Universum seien, zwar nicht grundsätzlich verneint, aber aufgrund der vielen Voraussetzungen, die erfüllt sein müßten, damit vergleichbar „intelligentes“ Leben entstehen könnte, einerseits und andererseits aufgrund der vermutlich relativ kurzen Zeitspanne (gemessen an den Milliarden

Jahren, seit denen das Universum bestehe), in der sich andere Lebewesen überhaupt mitteilen könnten, es für äußerst unwahrscheinlich erklärt, daß wir irgendwann davon erführen. Vielleicht behelfen sich deshalb clevere Wissenschaftler neuerdings damit, dieses andere Leben gleich auf unserer Erde zu suchen. Gelänge es nämlich, etwa unter dem vermutlich nicht mehr „ewigen“ Eis in der Antarktis oder in Höhlensystemen, die seit Jahrmillionen verschlossen waren, Lebensformen, z.B. Mikroben, zu finden, die sich mit unseren bisher bekannten, überhaupt nicht vertragen, also beispielsweise bezüglich ihrer Händigkeit anders gepolt wären, könnte dies ein starker Beleg dafür sein, daß auch auf der Erde, etwa nach einer galaktischen Katastrophe, das Leben mehrmals entstanden wäre. Diese Idee ist auch nicht sonderlich neu; so ähnlich hatte schon Aristoteles argumentiert. Auch er hatte gemutmaßt, daß das Leben auf der Erde durch Naturkatastrophen völlig ausgelöscht worden wäre und wieder von Null hatte anfangen müssen. Doch: Wenn hier, warum nicht auch anderswo im All.

„Survival of the fittest“ ist kein Gütesiegel

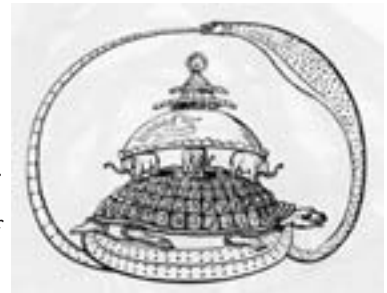
Wie auch immer: Laienhaft betrachtet, könnte man annehmen, daß andere intelligente Lebewesen für die Astrophysik nur ein weiterer Störfaktor wären. Der schon erwähnte Physiker Stephen Hawking jedenfalls spekuliert, daß eine Theorie, die Relativitätstheorie und Quantenmechanik in sich „aufheben“ würde, eine Quantentheorie der Gravitation, die „Weltformel“ ja auch das Handeln jedes einzelnen Menschen determinieren müßte. Und er sinniert darüber, wer denn dann garantiere, daß uns diese Weltformel so determiniere, daß wir aus unseren Beobachtungen auch die richtigen Schlüsse zögen. Hawking kann diesbezüglich nur ein Indiz liefern, das er von Charles Darwin hat. Die natürliche Selektion, das „survival of the fittest“ soll's richten. „...von der Voraussetzung ausgehend, das Universum habe sich in regelmäßiger Weise entwickelt, können wir erwarten, daß sich die Denk- und Urteilsfähigkeit, mit der uns die natürliche Selektion ausgestattet hat, auch bei der Suche nach einer vollständigen, vereinheitlichten Theorie bewähren und uns nicht zu falschen Schlüssen führen wird“ (Hawking, 1988/1996).

Davon abgesehen, daß das nicht nur zirkulär klingt, hat beispielsweise der Philosoph (radikaler Konstruktivist) und Psychiater Paul Watzlawick ebenfalls schon 1988 darauf hingewiesen, daß man genau so Darwins „survival of the fittest“ nicht

verstehen dürfe. Der Umstand, daß ein Lebewesen überlebt und sich fortpflanzt, ist kein Gütesiegel, sondern besagt eigentlich nur, daß es in eine bestimmte Nische gerade paßt. Was rein theoretisch ja auch dadurch sein kann, daß es alles falsch macht und völlig ungeeignet ist für den Posten, den es begleitet.

Der Eindruck jedenfalls, daß die Astrophysik mit dem Faktor Mensch so ihre Last hat, ist schwerlich von der Hand zu weisen. Z.B. der Quantentheorie scheint der Beobachter (Mensch) besonders lästig im Zusammenhang der sog. Superposition von Objekten, also dem von der Theorie vorhergesagten Vorhandensein eines Objektes an zwei verschiedenen Orten zur gleichen Zeit. Sobald das aber gemessen (Beobachter) wird, befindet sich das Objekt ganz klassisch nur an einem Ort. Und, anders gelagert: Die beiden US-Physiker Lawrence Kraus und James Dent behaupteten jüngst sogar eine Konsequenz der Quantentheorie (durch den sog. Quanten-Zeno-Effekt, vermutlich eine Anspielung auf Zenon von Elea - 490 bis 430 v.Chr. -, der einen fliegenden Pfeil durch bloße Beobachtung in der Luft anhalten wollte) bestünde darin, daß durch Beobachtung einer Supernova sich die Lebensdauer unseres Universums überhaupt exponentiell verkürzt. Ob dann also nicht erst in etwa drei Billionen Jahren allmählich im All das Licht ausgeht, wie ebenfalls Lawrence Kraus - diesmal mit Robert Scherrer - berechnet hat, sondern schon viel früher, muß uns wohl, wenn auch nicht wirklich, beunruhigen. Es lohnt also, das Astronomische Jahr zu nutzen, sich durch einen Besuch der Volkssternwarten einen persönlichen Eindruck vom Universum zu machen - bevor es zu spät ist. Und es dürfte sich auch lohnen, sich das umfangreiche, unter Federführung von Pierre Leich von der Nürnberger Agentur kulturidee für die Metropolregion zusammengestellte Programm aus Ausstellungen, Vorträgen und Kulturveranstaltungen genauer anzuschauen: www.iya2009.de Aber bloß helllauf begeistert sein, ist dabei vielleicht ebenso fahrlässig, wie das Vertrauen in die Börse.. ¶

Früher
waren die
Weltbilder auf
jeden Fall
lustiger.





Die Kunst ist weiblich. Derzeit zumindest!

Geballte Frauenkraft bestimmt gegenwärtig die Ausstellungen in Würzburg

Text und Fotos: Achim Schollenberger



Lilo Emmerling inmitten ihrer „Wucherungen“.

Fest in weiblicher Hand sind im Moment die Museen und Galerien in Würzburg. Gabriele Münter hat zwar das Museum im Kulturspeicher schon wieder verlassen, ebenso wie Lilo Emmerling die BBK –Galerie, Hille Reick das Künstlerhaus und D'oro-thea Göbel das Spital, doch schon stehen die Kolleginnen in den Startlöchern, um die begehrten Ausstellungsorte mit Kunst zu füllen. Es wucherte in der Galerie des BBK im Kulturspeicher. Die Würzburgerin Lilo Emmerling hatte in dem

bisweilen klaustrophobisch wirkenden Galerieraum eine mehrteilige, sich aus sich selbst öffnende Installation aus stehenden Elementen und Wandobjekten plazierte. Ihre „Wucherungen“, aus leichtem Holz und darauf kaschiertem, buntem Papier (die durch die Beklebung entstehenden Falten sind durchaus beabsichtigt), versuchen, das starre Formgepräge aufzulösen. Wie erstarrte Protuberanzen strahlen die in die große Basis gesteckten, kleineren geometrischen Skulpturenteile in den



„Durchdringung“ von Hille Reick



D'oro-thea Göbel mit ihrer Arbeit „Anima & Animus“

Raum und eröffnen ein reizvolles Spiel zwischen variabler Kunst und einem nicht ganz leicht zu bespielenden Galerieraum.

Eine Etage tiefer zeigte im Flur des Künstlerhauses Hille Reick aus Schweinfurt ihre Vorstellungen von Durchdringung und Verwebung. Ihre Mischtechniken lassen bunte Gewebestrukturen entstehen, gleich einem Blick durch ein Vergrößerungsglas erkennt man eine Durchdringung, die einem Gewebe Zusammenhalt gibt. „Hirngespinnste“ – so die Titel der kleineren Werke. Wie zirkulierende Zellen wirken die runden, durch fließende Tusche entstandenen Formen auf dem weißen Blatt Papier.

Das Feuerwerk der Lust zündete D'oro-thea Göbel, auf ihre ganz eigene Weise. Vielleicht ein wenig zu gleichförmig für ein spritziges Feuerwerk waren ihre Bilder im Würzburger Spitale. Farbe

und Ornamentik bestimmen die Formsprache der Schweinfurter Künstlerin. Verschlungen und sehr auf Emotionalität ausgerichtet, strahlen die meisten Gemälde eher zu sanfter Harmonie aus, angesichts so verheißungsvoller Titel der Werke wie „Lustvolle Tage“ oder „Meine Lippen dürsten nach dir“. Aber die Lust hat ja bekanntermaßen viele Facetten. Den Staffelstab, von Künstlerin zu Künstlerin übernommen haben aktuell Ute Rakob im Museum am Dom und Natascha Mann in der Galerie der Sparkasse Mainfranken in der Hofstraße. Natascha Mann ist in Würzburg keine Unbekannte. Die in Pittersdorf bei Bayreuth geborene und nun in Marktbreit lebende Malerin studierte an der Werkkunstschule Würzburg, war in den 70er Jahren sieben Jahre lang an der nun umbenannten „Fachhochschule für Gestaltung“ Dozentin. Erste

Würzburger Ausstellungen hatte sie bereits 1978 in der „legendären“ Handpresse, später in der mittlerweile „säkularisierten“ Otto-Richter-Halle und dann in der IHK. Jetzt ist die Galerie im ersten Stock des Beratungszentrums der Sparkasse Mainfranken das Podium für ihre farbenfrohen Gemälde, die vor Lebensfreude sprühen. Man stellt sich die Künstlerin beim Arbeiten im Atelier vor: jede Menge Farbe auf dem Pinsel, die schnell und im Bann des Rhythmus guter Musik

auf die Leinwand gebracht wird. Natascha Manns Bilder vermitteln Tempo, Rhythmus und einen Farbenrausch. Mit schnellem Gestus gemalt, formen sich die abstrahierten Figuren. Schnell findet sich das verschlungene Pärchen im knallbunten Paradies, dem verwunschenen Garten. Die Lust zu Malen und die pure Lebensfreude spricht aus den Gemälden, gemixt mit ein paar Spritzer Picasso, Miro oder Chagall. Ob „Lucias Gericht“ dem Zeitungslesenden Gatten munden wird?

Natascha Mann „Im Paradies“.



Das Gegenteil in Art und Malweise zeigt sich im Museum am Dom. Fundstücke sind die bevorzugten Objekte für Ute Rakob. Die im westfälischen Bünde geborene und heute in Wien lebende Malerin war Gastkünstlerin in der Villa Romana zu Florenz und auch Teilnehmerin an der renommiertesten Kunstmesse ART Basel. In ihren Zeichnungen und Gemälden kann man der akribischen Arbeitsweise nachspüren, mit der sie zerknitterte Papierfetzen, zerquetschte Blechdosen, Holzstücke, Obst und Gemüse in Kunst verwandelt. Mit Graphit verändert sie die verrottete, aufgeschlitzte Konserve in eine scharfkantige Dornenkrone. Die gefundenen, fast schon zerfallenden Tücher, Abfall, drapiert sie zu einer Materialcollage, um diese dann, gefangen von der faszinierenden Wirkung der Verfalls, fein säuberlich bis in die kleinste Faser zu einer in Lasurtechnik gemalten „Großen Wunde“, einer

Ikone, werden zu lassen.

Und die Frühjahrsfestspiele der weiblichen Kunst gehen weiter. Am 7. März übernimmt Angelika Summa im BBK und zeigt neue Arbeiten. Gehäufte Frauenpower gibt es bereits zwei Tage vorher, ab Donnerstag, den 5. März in den Räumen der IHK in der Mainaustraße. Zehn Künstlerinnen werden in den Treppenträumen der IHK ihre Arbeiten zeigen. Unter dem Titel „Innerei“ haben Petra Blume, Sophie Brandes Berit Holzner, Gertrude Elvira Lantzenhammer, Verena Rempel, Jutta Schmitt, Heide Siethoff, Angelika Summa, Georgia Templiner und Antje Vega sehr Verschiedenes zum Thema „Körper“ zu sagen. Und kein Mann in Sicht derzeit weit und breit? Doch! Bei der nächsten Ausstellung im Würzburger Spitale ab dem 8. März, sitzt neben der Plastikerin Hilde Würtheim auch der Maler Thomas Wachter mit im Boot. ¶

„Die große Wunde“ von Ute Rakob.



Aktuelle Ausstellungen:

Natascha Mann
Im Beratungszentrum der Sparkasse Mainfranken
Hofstraße 7
bis 30. April

Ute Rakob
„Abfall und Ikone“
Museum am Dom Würzburg
bis 19. April

„Innerei“ mit zehn Künstlerinnen
des BBK Unterfranken
IHK, Mainaustraße
bis 17. April

Angelika Summa
„modus vivendi“
BBK Galerie im Kulturspeicher
bis 29. März

Hilde Würtheim / Thomas Wachter
Tonskulpturen und Malerei
Spitale Würzburg
bis 5. April



Museumsleiter Erich Schneider und seine wissenschaftliche Mitarbeiterin Andrea Brandl beim „Einrichten“ der neuen Kunsthalle in Schweinfurt.

Foto: Wolf-Dietrich Weissbach

Countdown für die Kunst

Am 28. Mai wird die neue Kunsthalle in Schweinfurt offiziell eröffnet.

Von Renate Freyeisen

Die Schweinfurter dürfen sich freuen: Ihre neue, bald eröffnete Kunsthalle scheint die schönsten kulturellen Wunschträume wahr werden zu lassen. Denn nahezu innerstädtisch gelegen, bestens eingebunden ins urbane Leben, entsteht im ehemaligen Ernst-Sachs-Bad eine Heimstadt für die zeitgenössische Kunst vorwiegend aus der Region. Bestens erreichbar über den Bahn-Haltepunkt Schweinfurt-Mitte, ein paar Schritte an der Galeria Kaufhof vorbei, bietet sich schon der Blick auf das weiße Gebäude mit kleiner Freitreppe, mit Grünfläche vor dem überschaubaren Platz mit Brunnen im Winkel und seitlichem Arkadenhof. Nach der Eröffnung der Kunsthalle Ende Mai wird dieser überdachte Teil vom danebenliegenden Szene-Café bewirtschaftet werden. Das Gebäude selbst, nicht allzu massiv, irgendwie an einen mediterranen Klosterkomplex erinnernd, besticht durch seine ausgewogene, klare Gliederung der nicht allzu großen äußeren Fenster und den unauffälligen Charme der neusachlichen Architektur. Die ruhige, klare Formensprache und interessante, zurückhaltende Dekorationsdetails, etwa am Portal, prägen das Äußere. Der Stein über dem Eingang erinnert an den ursprünglichen Zweck: Das Bad wurde 1931 vom Industriellen Ernst Sachs (1867 - 1932) gestiftet für die Förderung der Gesundheit und zum Wohlergehen der Bevölkerung, aber erst nach dem Tod des Stifters 1933 vollendet; entworfen wurde es vom Architekten Roderich Fick. Für die neue Kunsthalle sollte alles äußerlich beim Alten bleiben; der Kern des Gebäudes aber wurde auf seine neue Funktion hin ausgerichtet. Der äußerlich ruhige Eindruck setzt sich im Inneren fort durch eine einheitlich weiße Wandgestaltung, weiße, lichtdurchlässige Verkleidung der Fenster, dunkle Granitböden und schlichte, einheitliche Beleuchtungsschienen an der Decke. Die große Schwimmhalle mit ihrer imposanten Höhe „verlor“ aber nun ihr Becken, während die hohen Fenster bleiben, ebenso der Galerie-Balkon. Dieser helle Riesenraum eignet sich für große Wechselausstellungen mit Exponaten von einiger Dimension. Dort soll auch die Triennale zeitgenössischer Kunst im Herbst ihren Platz finden. Außerdem eignet sich die Halle auch für andere Kulturveranstaltungen. Von dort aus öffnet sich eine Tür in den Innenhof; hier

kann der Besucher sich ausruhen oder einen Blick durch die Glasfenster am Boden werfen auf die Reste der wiederentdeckten Stadtmauer einen Stock tiefer. Rund um diesen Hof gruppieren sich ebenerdig die Räume für die ständige Sammlung der Kunst des 20. Jahrhunderts der Stadt Schweinfurt und der Dauerleihgaben des Kunstvereins. Diese Gemälde, Grafiken und Skulpturen sollen „bestimmte Schneisen im Urwald der Kunstgeschichte“ mit vorwiegend regionalem Schwerpunkt schlagen und bedienen dabei in den großzügigen, aber nicht allzu großen Räumen und Kabinetten Themen, Kunstvereinigungen und Stilrichtungen wie „Zen“, Informel, „Spur“, Menschenbild, Akte, Landschaft, Fließen/Wasser und Ähnliches, stets ausgerichtet auf den lebendigen Diskurs der verschiedenen Techniken und Darstellungsarten. Durch Blickachsen sollen sich dabei spannende Akzente ergeben. Erich Schneider und Andrea Brandl probieren derzeit die Hängung unter diesem Aspekt aus. Im Untergeschoß, das sich vor allem durch den Wegfall des Beckens ergab, ist die Sammlung Joseph Hierling untergebracht, die sich dem oft vernachlässigten expressiven Realismus widmet, den Malern der verschollenen Generation zwischen den Weltkriegen. Hinabsteigen wird der Besucher durch Treppenhäuser, die durch Lichtinstallationen markiert sind. Außerdem sollen unten, wo die Reste der Schanze aus dem Dreißigjährigen Krieg zu sehen sind, auch kleinere Wechselausstellungen von Gemälden oder Grafiken stattfinden. Eine Besonderheit weist der Eingangsbereich auf: Der Eintretende wird nicht gezwungen, die Kunsthalle zu besichtigen; er kann sich auch „nur“ im Innenhof ausruhen oder den Museumsshop besuchen. Wenn er sich dann doch zum Betreten der Ausstellungsräume mit ihren nahezu 2000 Quadratmetern Fläche entschließt, hat er die Qual der Wahl – entweder nach links, wo die große, „gewebte“ Stahl-Bänder-Kugel von Angelika Summa auf dem Boden mit dem roten Kreis von Ruprecht Geiger an der Wand korrespondiert, oder nach rechts, wo der Weg ihn schnell in die jeweilige Sonderausstellung führt. Die Freiheit der Kunst merkt man auch diesem unauffällig großzügigen Gebäude der neuen Kunsthalle an. ¶



Lichtblick

Text und Foto: Wolf-Dietrich Weissbach

Beide waren sie „Lichtblicke“ in ihrem jeweiligen Biotop: Der Hammelburger Künstler Robert Höfling (1) und Deutschlands berühmteste Domina Domenica. Er - so berichten seine Freunde - ein liebenswerter Rebell, enfant terrible der fränkischen Kunstszene, der sich besonders gern mit der Kirche anlegte ... und heute doch mit einigen Werken im Würzburger Dommuseum vertreten ist. Sie - so berichten die Medien - eine ebenso sozial wie politisch engagierte Prostituierte vom Hamburger Kiez. Gemein ist beiden, daß sie, sagen wir, nur halb berühmt wurden und davon wohl auch nur wenig profitierten. Daß sich diese beiden Menschen irgendwann in ihrem Leben begegneten, kann man, muß man aber nicht verklären. Jedenfalls hatte Robert Höfling Domenica gebeten, sich von ihm malen zu lassen. Im Juli 1995 kam sie dann auch tatsächlich für ein paar Tage nach Hammelburg. Ob das Bild je fertig wurde, der Künstler verstarb 1997, und wo es sich heute befindet, ist uns nicht bekannt. Vielleicht taucht es ja jetzt, nachdem auch sie vor wenigen Wochen gestorben ist, irgendwo auf. ¶



Bilder einer verschollenen Generation

Die Entdeckung der „Expressiven Realisten“ schließt eine Lücke in der Kunstgeschichte - die Sammlung Hierling wird in der neuen Schweinfurter Kunsthalle präsentiert.

Von Markus Mauritz

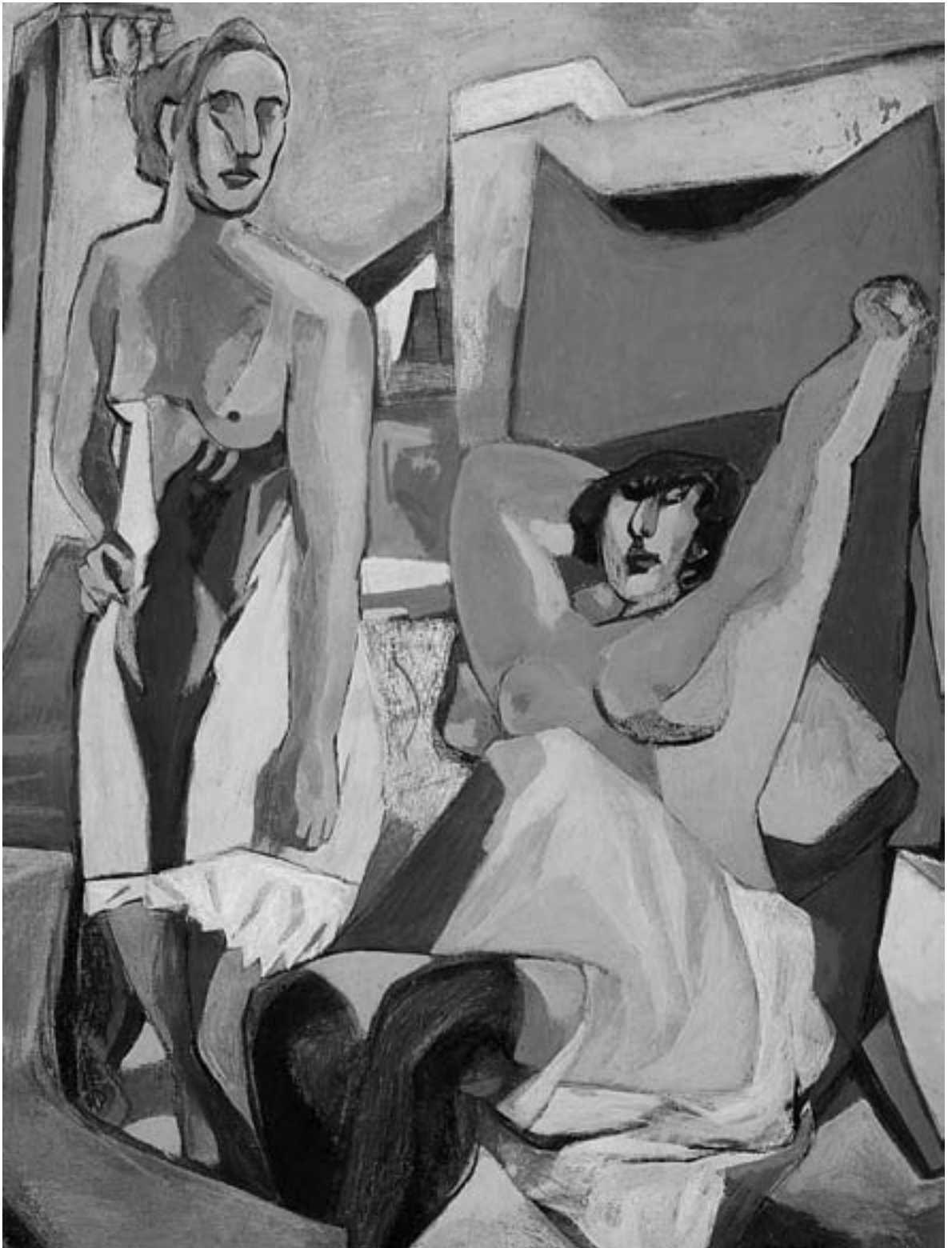
Es reicht nicht, gut zu sein. Man muß auch im Trend der Moden und gesellschaftlichen Wahrnehmungen liegen. Das Schicksal, vom Zeitgeist übersehen worden zu sein, traf in Deutschland ganz besonders jene Malergeneration, die in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts zu arbeiten begann und sich dem später so genannten „Expressiven Realismus“ verschrieb. Von den Nazis nicht gelitten, hatten sie nach den ersten Anfängen kaum noch Möglichkeiten, in die Öffentlichkeit zu treten. Und nach dem Zweiten Weltkrieg, als der Zeitgeschmack nach Abstraktion verlangte, erschienen sie wegen ihrer gegenständlichen Malweise dem Publikum einfach als „unmodern“. Erst heute, mit einer zeitlichen Distanz von über fünfzig Jahren, wird der hohe künstlerische Anspruch der „Expressiven Realisten“ allmählich deutlich. Zu verdanken ist dies nicht zuletzt dem Engagement des Kunstsammlers Joseph Hierling, dessen Sammlung demnächst in der neuen Kunsthalle zu sehen sein wird. Unter den Exponaten befinden sich Arbeiten von Albert Birke, Franz Frank, Fritz Gartz, Erich Glette, Franz Hülsmann, Rudolf Jacobi und Joseph Mader.

Dem 1905 in Landshut geborenen Joseph Mader schien zunächst eine glänzende Karriere bevorzustehen. Als 17jähriger begann er seine Ausbildung an der Kunstgewerbeschule München. Seine Lehrer waren die Professoren Richard Riemerschmid, Adolf Schimmerer und Fritz Helmut Ehmke. 1927 kam er mit einem Stipendium an die Kölner Werkschulen. Hier wurde er Meisterschüler bei Friedrich Ahlers-Hestermann. Im Jahr 1932 ging er als freischaffender Maler zurück nach München. Nun aber versperrte ihm die politische Entwicklung in Deutschland die öffentliche Anerkennung. „Leider will ja die Zeit so wenig mehr von Kunst wissen, zu ihrem eigenen Nachteil, denn indem die Menschen immer mehr verlernen, sich an wirklichen Werten zu begeistern und selbst sich zu bemühen

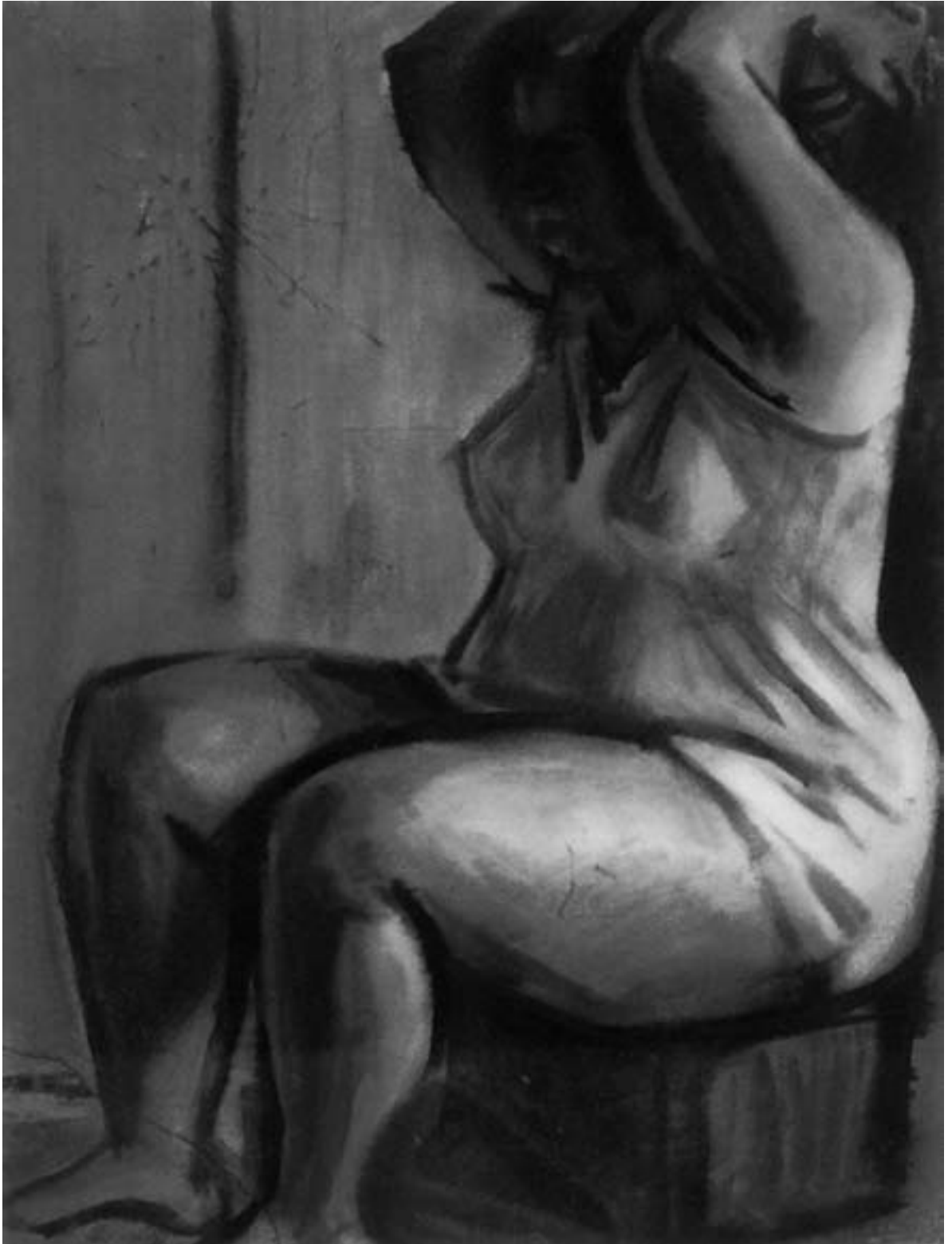
um irgendeine Formung, werden sie auch zusehends seelisch armseliger“, schrieb er in jener Zeit in einem Brief an seinen Vater. „Man darf sich aber durchaus nicht unterkriegen lassen, sondern muß unentwegt an dem, was man als für sich richtig erkannt hat, weiterarbeiten, denn die öden Schwätzer, die im Hinblick auf die Errungenschaften der Technik behaupten, Kunst sei überflüssig, ahnen gar nicht, wie unrecht sie haben.“

Es gehört zu den bemerkenswerten Charaktereigenschaften Maders, sich in diesem Sinne immer treu geblieben zu sein. 1936 wurde ihm noch der Albrecht-Dürer-Preis der Stadt Nürnberg zuerkannt, aber dann wurde es still um den begabten Künstler. Mit Aufträgen für Freskenmalereien hauptsächlich in niederbayerischen Kirchen und gelegentlichen Ankäufen privater Sammler hielt er sich mühevoll über Wasser. Nach dem Krieg begann Mader voller Schaffensdrang wieder mit dem Malen. Nun konnte er sich bis kurz vor seinem Tod 1982 an zahlreichen Ausstellungen beteiligen. Den großen Durchbruch schaffte er dennoch nicht mehr.

1980 erschien das Buch „Die Kunst der verschollenen Generation. Deutsche Malerei des Expressiven Realismus“ von Rainer Zimmermann, in dem auch Joseph Mader in einem neuen Licht bewertet wurde. Zimmermann schrieb, „daß alle Bilder die aus Maders Hand hervorgingen, nichts anderes wurden als Gedichte in Farben und daß diese Geschichten von Leben und Tod, von Schönheit und Schrecken des Daseins eine anschauliche Naturlyrik bilden, in der die brüderlichen Geschöpfe wie im Märchen zu uns Menschen sprechen.“ Die historische Leistung der um die Jahrhundertwende geborenen Maler sah Zimmermann darin, „die Fackel des Fortschritts“ weitergetragen zu haben. Die älteren Künstler wie Nolde, Kirchner, Heckel oder Schmidt-Rottluff hätten zwar auch noch in den zwanziger Jahren beachtliche Werke geschaffen, aber der Expressionismus als Stilrichtung sei zwischen der Jahrhundertwende



Mischtechnik von Joseph Mader - Titel nicht bekannt; um 1931



„Sitzende Frau“, Aquarell, 1951, von Curt Querner



Joseph Hierling Foto: Wolf-Dietrich Weissbach

und dem Ersten Weltkrieg grundgelegt worden. Die nächste Generation habe „unter dem Schock der Zivilisationskatastrophe des Weltkriegs ein neues Verhältnis zur Wirklichkeit gewonnen“. Auf die um die Jahrhundertwende geborenen Künstler in Deutschland hätten die Strömungen der Moderne eingewirkt, „und das hieß in Deutschland hauptsächlich der Expressionismus“.

Joseph Hierling, dessen Sammlung jetzt in die Schweinfurter Kunsthalle zieht, entdeckte die „Expressiven Realisten“ vor Jahrzehnten. Über 500 Ölgemälde sowie etliche Arbeiten auf Papier von rund 100 Künstlern hat der Sammler in all den Jahren zusammengetragen. In Schweinfurt hat Hierling dafür nun eine dauerhafte Bleibe gefunden. ¶



Alexander Wienand wurde 1982 geboren. Er gewann erste Preise bei den Jugend-Klavierwettbewerben „Steinway Wettbewerb Berlin“, dem „Matthaes Wettbewerb“ Stuttgart und beim Bundeswettbewerb „Jugend musiziert“ sowie den zweiten Preis beim Nachwuchs Jazzwettbewerb „Young jazz award“ Tübingen in der Kategorie Solo Piano. Es folgten Engagements für den MDR und das Orchesterdebüt als Solist mit dem Staatsorchester Brandenburg. Von 2003 bis 2007 studierte Wienand Jazzklavier und klassisches Klavier an der Hochschule für Musik Würzburg bei Tine Schneider und Eva May. Seit Studienbeginn ist Wienand Mitglied in mehreren Formationen, unter anderem dem „Alexander Wienand Trio“, dem auch der Bassist Felix Himmler und der Schlagzeuger Tobias Schirmer angehören.

Foto: Wolf-Dietrich Weissbach

überhaupt kein Verlangen verspürt, in Sätze gegossen zu werden, Sätze mit Subjekt, Prädikat und Objekt und vielen Adjektiven, mit denen wir unsere Konzertkritiken gern garnieren. Doch offenbar geht es nicht anders, als unsere Eindrücke in vorgefertigten Mustern zu präsentieren, wenn wir uns dem anderen verständlich machen wollen.

Eindrücke brauchen etwas, in das man sie hineinbetten kann, sagt der Jazzpianist Alexander Wienand, der gerade mit seinem Trio den ersten Preis beim Duke-Ellington-Wettbewerb an der Würzburger Musikhochschule gewonnen hat. „Ein Eindruck läßt sich beim Komponieren in wenigen Tönen, vielleicht in einem Klang ausdrücken, bei dem du das Gefühl hast: das paßt. Dann übernimmt die Musik selbst das Steuer. Ich bilde Wiederholungen, Übergänge, baue Spannung auf und ab. Ich versuche dabei, daß die Musik im Bild des Eindrucks bleibt.“

Martin Walser hat den Unterschied zwischen eigenen Eindrücken und dem Vorgefertigten beim Reden, als den zwischen Sprache und Vokabular bezeichnet. Sprache „drückt nur aus oder verrät zumindest, wie der, der sich da ausdrückt, gerade fühlt, denkt, meint, irrt, also ist. Jedes Vokabular ist darauf angewiesen, Recht zu haben. Keine Sprache erhebt diesen Anspruch. Erhöhe sie ihn, wird sie zum Vokabular. Vokabulare wollen es, müssen es vermeiden, mißverstanden zu werden.“

Um nicht mißverstanden zu werden, verwenden wir statt Eindrucksäußerungen gemeinfreie Formeln, Versatzstücke, welche die Situation nun mal verlangen. Wenn wir über ein Konzert sprechen, geben wir Wertungen ab wie Punktrichter, obwohl wir im Augenblick des Musikhörens und -sehens im Regelfall nicht werten, sondern nur empfinden. Egal ob wir enttäuscht oder begeistert sind: Für Zensuren

Es ist schon seltsam, wie sehr Sprache unsere ursprünglichen Eindrücke verändert. Wenn uns am Tag nach einem Konzert, das wir besucht haben, ein Freund fragt, wie es denn gewesen sei, antworten wir vielleicht, daß es uns ganz gut gefallen hat, daß die Band zweieinhalb Stunden gespielt hat, der Bassist großartig und die Stimmung sehr gut war. Wie auch immer unsere Antwort ausfällt, gibt sie das, was wir am Abend vorher im Konzert erlebt haben, in völlig veränderter Form wieder. Was in unseren Gedanken an das Konzert, bevor wir über es Auskunft erteilt haben, durch unsere Köpfe geisterte, waren Eindrücke, Bilder oder Tonfolgen: der Blick durch den dunklen Saal auf die helle Bühne. Das Bild vom Schlagzeuger, während der hart, schnell und laut spielt. Warme Luft. Die Formen von Zigarettenrauch. Das lächelnde Gesicht des Pianisten in einigen Momenten. Das Gefühl des Eingeengtseins auf dem Platz, auf dem wir sitzen. Der kurze Blick in die Augen einer schönen Frau beim Hinausgehen. Melodien. Aus den unzusammenhängenden Eindrücken formen wir im Gespräch Sätze, obwohl unsere Eindrücke gar nicht aus Sätzen bestehen. Diese individuellen Eindrücke haben, bevor wir nach dem Konzert gefragt wurden,

„Wenn mir nichts einfällt, verwende ich Vokabular.“

Ein Gedankenaustausch mit dem Würzburger Jazzpianisten Alexander Wienand über
Musik und Sprache

Von Clemens Tangerding

ist gar kein Platz bei all den Eindrücken. Und doch: Wertungen eines Konzerts oder Theaterstücks scheinen irgendwie dazugehören: Wertungen gehören zum Vokabular. Anderes von dem, was wir sagen, scheint dagegen tatsächlich uns selbst und unserer Sprache zu entspringen. Vielleicht ist uns das Licht im Raum, im Gegensatz zu den anderen Besuchern, ganz besonders aufgefallen, weil uns gute Beleuchtung am Herzen liegt. Vielleicht sprechen wir über den Schlagzeuger, weil wir selbst Schlagzeug gespielt haben. Vielleicht haben wir der Frau nur deshalb in die Augen geblickt, weil wir gerade eine suchen. Aber auch das müssen wir in Wörtern und Sätzen sagen, die andere schon abermillion Male verwendet haben und deshalb verständlich sind.

Musik, so Wienand, kann ebenso wie das Gesagte gar nicht nur aus eigenen Eindrücken, aus eigener Sprache gemacht sein. Vokabeln seien auch gar nichts Negatives, meint der gebürtige Calwer. „Vokabular zu lernen, gehört zur Entwicklung einer eigenen musikalischen Sprache. Hal Crook schreibt auf das cover seines Improvisationslehrbuches den Leitsatz: imitate, assimilate, innovate.“ Und außerdem kann der Einsatz von Vokabeln ungemein entlasten: „Musik ist eine Kunst in der Zeit. Wenn die Zeit zu knapp ist oder wenn ich über ein mir unbekanntes, harmonisch komplexes Stück improvisieren möchte und mir erst mal nichts einfällt, verwende ich Vokabular.“

Beim Sprechen geht es uns wahrscheinlich, ohne daß wir das wahrnehmen, wie Wienand beim Improvisieren auf dem Klavier. Die Vokabeln fühlen sich manchmal an, als seien wir ihre Erfinder. „Angelernte Melodien erwecken manchmal den Eindruck, sie wären spontan improvisiert, wenn sie so gut gelernt sind, daß der Spielablauf automatisiert ist.“

Eine eigene Sprache zu entwickeln, verunsichert oft, in der gesprochenen Sprache wie in der Musiksprache. „Häufig entsteht eine Irritation bei der Frage, ob man jemanden mit ‚Du‘ oder ‚Sie‘ anreden soll. Ich habe miterlebt, wie Menschen es vermieden haben, sich anzusprechen, weil sie nicht wußten, ob die Höflichkeitsform oder das ungezwungene ‚Du‘ angebracht sei. Das kann darauf beruhen, daß einem das ‚Du‘ von einer vermeintlich respektablen Person aus der vorherigen Generation angeboten wird. Man will es aber nicht aussprechen, weil es gegen das eigene Gefühl geht, andererseits wäre es beleidigend oder zumindest schroff, das Angebot abzulehnen und beim distanzierenden ‚Sie‘ zu bleiben. Hier setzt sich einfach das Angelernte, Gewohnte gegen das aktuell Angemessene durch. Diese Problematik betrifft auch das Erfinden von Musik: sich auf Neues einlassen können, im Moment etwas tun, was gegen die eigenen Erfahrungen aus der Vergangenheit geht. In einer neuen Konstellation spielen, in einem neuen Raum, vor neuem Publikum. Oft werden neue Möglichkeiten durch mitgeschleppte Altlasten beeinflusst oder ganz blockiert.“

Und manchmal haben Mitmenschen ganz andere Vokabeln als die eigenen. „Wenn man in eine neue WG zieht und denkt, der Putzplan aus der alten tut’s hier auch, kann man ganz schön wachgerüttelt werden. Musikalisch kann man das ganz konkret daran sehen, daß bei Jamsessions in einer anderen Stadt sicher andere Stücke favorisiert werden, mithin eine andere Art zu spielen gepflegt wird.“

Wer dem Alexander Wienand Trio zuhört, wird die unterschiedlichen Ebenen oft gar nicht wahrnehmen, und das ist das Schöne. Wienands Trio, das gerade seine Debüt-CD vorbereitet, schafft es bei vielen Stücken, eben diesen Unterschied für den Hörer

Foto: Wolf-Dietrich Weissbach



hinwegzuspielen und Eindrücke als Eindrücke zu vermitteln, und nicht als Spannung, Thema oder Wiederholungen. So wie ein Schriftsteller, der es schafft, bei der Beschreibung des Meers beim Leser den Eindruck von diesem Meer zu hinterlassen und keine Bewunderung für die ausgefeilte Schreibtechnik des Schriftstellers bei der Beschreibung des Meers. Diesem Höreindruck bereitet Wienand beim Komponieren den Boden: „Das Einfache wird als Schönheit empfunden, auch für mich. Deswegen frage ich mich immer wieder: Wo mache ich zuviel. Wo liegt eine Überforderung? Auf der anderen Seite soll es auch nicht einfallslos

oder klischeehaft klingen.“

Ob es daran liegt, daß man ihr Können als Musik wahrnimmt, und nicht als Können? „Hope Song“ vom Bassisten des Trios, Felix Himmler, hört sich an wie ein Gespräch zweier Menschen, die beschlossen haben, trotzdem die Welt zu verändern, Wienands „With a little help“ wie der Moment bei einem Liebespaar, in dem das Reden in Umarmen übergeht. In manchen Momenten, sagt Wienand, denke auch er beim Spielen nicht mehr daran, wie er Vokabeln mit eigener Sprache verbindet. „Ein Hauptgrund, warum ich Musik mache, ist die Sehnsucht, den Moment zu erleben, in dem ‚Es‘ spielt. ♪

Die Dreigroschenoper hat Konjunktur

Teil 1: Kulinarische Politik-Satire im Mainfranken Theater

Von Renate Freyisen

Im Mainfranken Theater Würzburg erfuhr „Die Dreigroschenoper“ von Brecht/Weill durch das ausgezeichnete und stimmige Bühnenbild von Momme Röhrbein eine geglückte, aber vielleicht sogar ungewollte Aktualität: Schrottautos in der Mitte, Schrotteile am Rand, Schrottautos als mobiler Straßenstrich, dazwischen Hochzeitsbett und Gefängnis-Käfig, ein ziemlich verrotteter Campinganhänger als Zentrale des Bettlergeschäfts – wer denkt da nicht unwillkürlich an die Abwrack-Prämie. Und einige Anspielungen auf die Absurditäten des Bankgewerbes oder in der Behandlung des Verbrechens durch die Vertreter von Recht und Gesetz taten ein übriges, um sich schmunzelnd (oder vielleicht resigniert) einzugestehen: Da hat sich seit der Uraufführung 1928 vieles nicht so sehr geändert. Die Inszenierung von Stephan Suschke bediente 2009 eher das Bedürfnis nach netter, gekonnter Unterhaltung als nach satirischer Anklage gegen das bestehende System des Ausbeutertums, ganz im Sinne Bert Brechts. Das lag vor allem an der Ausgestaltung der Hauptrolle des Mackie Messer. Bernhard Stengele stattete den Edel-Gangster Macbeath mit freundlich-lässiger Note aus, schien nicht so sehr untergründig gefährlich wie erwartet. Er war kein chicer Macho, vor dem Frauen automatisch dahinsinken; manche Zuschauerin fragte sich, wieso die Weiblichkeit ihn so anbetete. Der Grund war wohl nur das Geld; wenn er keines hatte, wurde er fallengelassen. Weder äußerlich, noch vom Gesang her war seine herausragende Position gerechtfertigt; ihm fehlte einfach die nötige Schärfe. Gegenüber seinen Gangster-Kollegen allerdings, die mit Ausnahme von Kai Christian Moritz als souverän selbstbewußter Matthias noch ein wenig schlapper wirkten als er, trat dieser Mackie ziemlich unverschämt autoritär auf. Er verschaffte ihnen eben Geld und besaß die nötigen Verbindungen zur Obrigkeit, repräsentiert durch Polizeichef Brown, Andreas Anke. Dessen resolutes, ebenso männertolles wie kapriziöses Mädchen Lucy, Anne Diemer, wirft sich Mackie ebenso an die schon etwas schlaife Brust wie ehemals Spelunken-Jenny, eine der Blüten des horizontalen Gewerbes; deren

Bordell-Kolleginnen, von Gesine Pitzer schön bunt und schräg ausgestattet wie alle Akteure, bevölkern eher harmlos die Szene. Ein bißchen mehr Stimme und Verständlichkeit hätte man Edith Abels, einer drahtigen kleinen Jenny im Pelzmantel, schon gewünscht für ihren berühmten Song. Am meisten aber überzeugte die Familie von Mr. Peachum mit ihrer aufs menschliche Mitleid spekulierenden Schar der Bettler. Dieser geschäftige König der „Armen“ mit langen Haaren, schön schlampig, aber stets wachsam, wurde mit unangenehmer Freundlichkeit von Klaus Müller-Beck gezeichnet, während seine Frau, glamourös gestylt in Rosa und Blond, die Fäden seines „Betriebs“ in der Hand hält in der Attitüde einer Gesellschaftskönigin, herrlich schräg von Maria Brendel dargestellt. Mit aller Raffinesse versucht sie ihr verrücktes Töchterlein Polly von Mackie fernzuhalten, was ihr aber nicht gelingt. Denn Anne Simmering, immer eine Spur grotesk überdreht in Haltung und Mimik, stets in Bewegung, selbst im langen Brautkleid, und gesänglich gut verständlich, nicht allzu schrill, hat eben ihr eigenes Köpfchen mit der verwuschelten Frisur; sie bleibt stur und „heiratet“ gegen den Willen der Eltern den Gangsterboß, streitet sich herrlich mit Lucy um den Besitz dieses Mannes, verbündet sich aber schließlich mit ihr gegen ihn. Und am Schluß, als Mackie den Kopf schon fast in der Schlinge hat, scheint sie ihr Witwendasein im schwarzen Kostüm geradezu zu genießen. Ob sie nach seiner Begnadigung durch den reitenden Boten der Königin, nach der Erhebung des Obergangsters in den erblichen Adelsstand mit Leibrente, zu ihm auf sein Schloß ziehen wird? Das bleibt offen. Jedenfalls hatte das Publikum seinen Spaß an dieser scheinbar absurden Lösung und an der Aufführung ein echtes „kulinarisches“ Vergnügen, wie bei der Uraufführung, als man Parodie und Ernst auch nicht unterscheiden konnte – übrigens nach dem Willen von Brecht. Auch die Musik von Kurt Weill, zwischen Kitsch und Jazz angesiedelt, unterstützte diese Wirkung, recht gemächlich gespielt von der Band der Philharmoniker unter Leitung von Ulrich Pakusch. ¶

Mainfranken Theater



Fotos: Falk von Trautenberg

Theater am Neunerplatz



Teil 2: Die Bettleroper im Theater am Neunerplatz

Von Hella Huber

The Beggar's Opera' von John Gay, uraufgeführt 1727 in London, war die literarische Vorlage für dieses Theaterstück. Die Handlung, mit entfernt historischem Hintergrund, zeigt den Kampf des Bettlerkönigs Jeremiah Peachum in Soho gegen den Verbrecher und Frauenheld Mackie Messer. Dieser hat Peachums Tochter Polly ‚entführt‘ und geheiratet. Tiger-Brown, Polizeichef von London, kennt Mackie aus Kolonialzeiten, wo sie Seite an Seite kämpften. Er hält seine schützende Hand - nicht ganz selbstlos - über ihn, bis es nicht mehr geht.

1928 hatte dieses Werk im Theater am Schiffbauerdamm Premiere und wurde das erfolgreichste Theaterstück des 20. Jahrhunderts. Leere Weinkisten deuten eine Lagerhalle an, eine Theke im Haus von Mr. und Mrs. Peachum, geklaute Möbel für Mackies Hochzeit mit Polly, das Hochzeitsbett, das Mädchenzimmer von Lucy, das Hurenhaus in Turnbridge; der Verleih der Bettlergarderobe ist eine Wand mit angeklammerter, zerschlissener Kleidung, das Gefängnis, ein Holzrahmen mit senkrechten, biegsamen (!) Gitterstäben (Bühnenbild: Susanne Debold, Kostüme: Anette Brückner).

Die Regisseure Erhard und Hermann Drechsler mischen in ihre Aufführung Komik - etwa im Eifersuchtsduett von Lucy (Charlotte Emigholz) und Polly (Carolin Barczyk), oder wenn Mackie (Hermann Drechsler) als italienischer Tenor auftritt - sowie zarte, lyrische Töne von Polly und Mackie - unter die derben, brutalen Moritaten. Schwungvoll ist auch die Choreographie des Kanonensongs, bei der Mackie und Polizeichef Tiger-Brown (Sebastian Eicke) in Erinnerung an den Krieg in den Kolonialgebieten schwelgen. Achim Beck als Mr. Peachum überzeugt als zynischer, skrupelloser Bettlerkönig, der mit allen Wassern gewaschen ist. Mit schneidenden, doch noch mehr mit geflüsterten Drohungen schüchtert er seine Bettler und sogar Tiger-Brown ein. Seine Frau Celia, dieschlampige, angetrunkene Ehefrau an seiner Seite, wird von Heike Mix sehr treffend dargestellt. Sie unterstützt ihren Mann nach Kräften bei seinen Geschäften und versucht erfolglos ihre Tochter von der Heirat abzuhalten. Carolin Barczyk als Polly singt sich mit unschuldiger - auch in diesem Milieu möglich - Zartheit in die Herzen der Zuschauer. Ihre Mimik zeigt große Ausdrucksfähigkeit - als empörte Tochter, hingebungsvolle Geliebte und Ehefrau, energische Geschäftsführerin und trauernde

Fast-Witwe Mackies. Hermann Drechsler spielt mitreißend den Mackie, der sein Leben ganz dem Verbrechen und der Liebe zu den Frauen gewidmet hat, in dieser Reihenfolge, denn die geschäftlichen Beziehungen sind ihm doch wichtiger. Er ist ein cooler Typ mit cholerischen Ausbrüchen, der noch bei seiner Hinrichtung versucht, die Fäden und seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Andreas Eike zeigt Tiger-Brown als eitlen, schwachen Menschen, der zwischen alter Freundschaftsschuld zu Mackie, Geldgier und Pflichterfüllung hin- und hergerissen ist, weswegen er auch nun in der Klemme steckt. Als Bote des Königs, reitend auf einem weißen Steckenpferd, bringt er eine frohe Botschaft

Fast alle Spieler treten in verschiedenen Rollen auf: Andreas v. d. Berg als Pfarrer Kimball und diensteifriger, bestechlicher Gefängniswärter Smith. Wolfram Bieber, als erbarmungswürdiger Bettler Filch und aus Hessen eingewanderter Ganove Jakob. Charlotte Emigholz als temperamentvolle Lucy, Tochter des Polizeichefs, Ganove Walter und Hure. Bettina von Hindte sehr ausdrucksvoll als Jenny, frühere Geliebte Mackies, die ihn immer noch liebt und doch verrät, sowie als stotternder Ganove Ede; Markus Fäth als aus Rußland stammender Ganove Matthias mit weichem, breitem Akzent und ältere Hure, und schließlich Valerie Krupp als Hure Vixen und Ganove Robert.

Die musikalische Leitung haben Uta Tischer und Gerhard Schäfer, der die Partitur von neun Musikern mit 22 Instrumenten auf vier Musiker (Karin Amrhein, Stefan Oberauer, Gerhard Schäfer, Uta Tischer) mit acht Instrumenten umschrieb. Ihr Platz ist direkt vor der Bühne, dadurch haben sie engen Kontakt zu den Schauspielern und sind in die Handlung eingebunden. Sie haben die Chance zu improvisieren und die Musikelemente aus Jazz, Blues, Tango und Jahrmarktsgedudel zu variieren. Eine Besonderheit ist die singende Säge, die von Bettina von Hindte gespielt wird.

Die Inszenierung am Neunerplatz ist in ihrer Ausstattung sparsam, aber effektiv und reich an Ideen. Die Truppe zeigt mit großer Spielfreude und eindrucksvollem Gesang - alle Gauner, Huren sowie Tiger-Brown haben stimmliche Ausbildung - das Leben, Lieben und Leiden in der Gosse; und die Zuschauer sind mitten im Geschehen, nicht die kleinste Regung und Geste kann ihnen entgehen. ¶

Vom 28. Februar 2009 - 21. März 2009



Mackie Messer und Jenny.

Foto: Wolf-Dietrich Weissbach

Musendämmerung

Unterhaltsame Kulturrevue im Theater Ensemble

Von Renate Frey Eisen

Musendämmerung“ – der Vergleich mit Richard Wagners „Götterdämmerung“ ist gewollt in Peter Geigers komödiantisch-ironischer Kulturrevue im Würzburger Theater Ensemble. Alle Sparten der Kunst, vom Gesang über das Spiel bis zum Tanz, von der Dichtung bis zu Malerei und Plastik, werden da von Regisseur Andreas Buettner auf die eher karge Bühne gebracht. Ein Kronleuchter, der beim Eingreifen von Ober-Gott Jupiter gemäßigt zuckende Blitze aussendet, und eine goldene Apollbüste markieren die klassische Antike. Ansonsten zitieren die neun Musen in ihren weißen Gewändern und mit vorgehaltenen Masken alte Mythen. Allerdings scheinen sie durchaus von unserer Welt: Sie sind arbeitslos, können aber beim Casting auf einem schon etwas abgetakelten Traumschiff namens „Parnass“ erfolgreich mit ihren verschiedenen Fähigkeiten punkten und werden als Animateusen angeheuert. Denn diverse Wellness-Angebote, Mal- und Dichtkurse, Workshops oder Beratung für Senioren etwa in Versicherungsangelegenheiten sind „in“ und gefragt, und das haben die Musen eben drauf zur Freizeitbeschäftigung für Urlauber (übrigens nicht sichtbar). Das unterhaltsame Casting wird durchgeführt von der resoluten, mit herrlich trockenem Humor ausgestatteten Brigitte Weber als Sekretärin Helena; sie ist schon etwas in die Jahre gekommen, gebärdet sich aber immer noch recht reizvoll. Im zweiten, nicht ganz so spritzigen Teil avanciert sie zum Conferencier und läuft nach dem Captains-Dinner in der Mitternachts-Show zu großer Form auf. Bei Kapitän Apoll ist schon etwas der Lack ab, so wie er sich entkräftet und

entnervt und leicht ramponiert in den Sessel fallen läßt. Auch sein erster Offizier Ares, Robert Bedard, weist eher die Qualitäten einer Schlaftablette als eines kampfesmutigen Kriegsgottes auf. Wer nun die Parellelen zu Wagners Opern sucht (als Hintergrundmusik zu hören), findet sie in der Figur des 1. Maschinisten Vulkan, einem zwerghaften Alberich, dem der bärtige Herbert Hausmann derbfränkische Züge gab. Seine Werbung samt Ring (der Nibelungen?) um die zarte Muse Erato (Sabrina Kohl) hat wenig Aussicht auf Erfolg; sie wird noch von einem weiteren ungeeigneten Kandidaten, nämlich Ares, heimgesucht. Leider scheinen diese grotesken Szenen etwas zu sehr ausgewalzt. Gelegentliche Anspielungen auf Loriot oder weitere Sterne unserer Unterhaltungsindustrie sollten alles auflockern. Doch es geht am Anfang und Ende auch sehr weihvoll zu, wenn die neun Musen im Chor anspruchsvolle Verse mit Alliterationen rezitieren und so an ihren Ursprung erinnern. Auch die plastische Demonstration idealer künstlerischer Prinzipien und ihre spätere Pervertierung gelang überzeugend, und der Tanz der verlassenen Dido durch die geschmeidige Kalliope (Nina Müller-Gehr) bot viel fürs Auge. Alles aber wird überrollt von den Erfordernissen der heutigen Unterhaltungsindustrie. Seitenhiebe auf bildungshungrige Eliten, etwa eine ausgemusterte Studiendirektorin oder reisende Lehrerverbände, fehlen nicht. Dass schließlich alle Kunst untergeht im Kommerz, ist die Grundaussage dieses vergnüglichen Stücks; das Premierenpublikum dankte dem anwesenden Würzburger Autor mit freundlichem Applaus. ¶

Bis 13. 3. 2009



D
I
E

K
U
N
S
T

D
E
R

S
C
H
Ö
N
E
N

S
C
H
R
I
F
T

9. MÄRZ
bis
30. APRIL

MONTAG
bis
FREITAG
9.30 - 18.30 Uhr

SAMSTAG
9.30 - 16.00 Uhr

Schwarzweiler

KREATIVES WOHNEN

Hofstr. 3 97070 Würzburg Tel. 0931- 42 304 Fax 0931- 41 65 96 www.schwarzweiler.de

✂ Short Cuts & Kulturnotizen 📖

Er ist opulent, sehr gut gemacht und selbst ein Schmuckstück, aber gewichtig und für nicht für jeden Kunstinteressierten durch den Preis von 68 Euro zu stemmen. Damit die Besucher der Sammlung Peter C. Ruppert im Museum im Kulturspeicher nun nicht beladen oder völlig „ohne“ Führung zu den beeindruckenden Meisterwerken der Konkreten Kunst aus ganz Europa flanieren, ist brandneu mit einem schön bebilderten, schlanken, trotzdem mit Basiswissen vollgefüllten und 12,80 Euro billigen Kurzführer eine lohnende Alternative zum eigentlichen Sammlungskatalog erschienen.

Schon beim ersten Durchblättern macht der ins Auge fallende Band Lust auf mehr. Nicht überfrachtet im Design und Layout, gut gegliedert und in Themenkapitel zusammengefaßt, erschließen sich dem Leser die „Geheimnisse“ so mancher zuvor ungläubig betrachteten Originale und öffnen dadurch einen ganz anderen Zugang zu diesen. Deshalb ist der **Kurzführer „Die Sammlung Peter C. Ruppert“** rundherum

Anzeige



zu empfehlen und sollte am besten gleich vor dem Besuch der Sammlungsräume mitgenommen werden. Allen, die Lust auf mehr haben, sei der dicke, große Bruder nahegelegt. Für die vertiefende Lektüre zu Kunst und Künstlern in einem schnuckeligen Museumscafé oder zu Hause gemütlich auf dem Sofa.
[as]

Noch eine erfreuliche Nachricht aus dem Kulturspeicher: Zum siebten Geburtstag des Museums am 22. Februar 2009 gab es reichlich Blumen als Geschenk. Aber nicht in echt, sondern in Öl, was die beiden Museumsleiterinnen Marlene Lauter und Beate Reese richtig freute. Der Würzburger Bürger Klaus Böll überließ der Städtischen Sammlung das **„Stilleben mit Chinoiserie und Blumen“** von Robert Breyer. Der deutsche Impressionist war ein Weggenosse und Malerfreund von Max Slevogt, welcher in Würzburg seine Kinder- und Jugendjahre verbracht hatte. Das „Geschenk“ ist aktuell in Raum 3 zu bewundern. Ebenfalls dort ist das **„Frauenbildnis vor Blumen“** des Malers Hans Baumann nach seiner aufwendigen Restaurierung in neuer Pracht zu sehen. Werke dieses Künstlers aus den 20er Jahren sind rar. Es wurde, wenn auch schon vor längerer Zeit, von Annemarie Piendl, der Nichte des Künstlers, dem Würzburger Museum im Kulturspeicher geschenkt.
[as]

5019 Fotografen aus 125 Ländern hatten 80 536 Bilder eingereicht. Man mag sich nicht vorstellen, welche Herkulesarbeit die Juroren bewältigen mußten, um die besten daraus auszuwählen. Offensichtlich haben sie es aber wie jedes Jahr geschafft und die Preisträger sowie weitere herausgehobene Exponate der jeweiligen Kategorien zum **World-Press-Photo** auf Ausstellungstournee geschickt. Derzeitige Station in unseren Breitengraden ist die Rathaushalle in Kitzingen, wo die besten 200 Pressebilder des vergangenen Jahres bis zum 22. März täglich von 10 bis 19 Uhr zu sehen sind.

Bereits letztes Jahr war die Vorgänger-Schau ein Publikumsmagnet. Das sollte auch heuer nicht anders werden, schließlich ist der Eintritt frei.
[as]

„Baustellen“ gab und gibt es jede Menge in der Stadt, die später nach Vollendung als überaus markante Bauwerke das Stadtbild Würzburgs prägen. Hand-

lungsbedarf tat also not, angesichts der Turbulenzen um das Bankgebäude auf dem unteren, des zu erwartenden Flaggschiffes einer Modeartikelfirma am oberen Markt, einem Hochhaus in der Augustinerstraße, das zu stürzen drohte, um dominant als neuer Tower (noch einer) in Bälde wiederzuerstehen. Kleine und große Bausachen standen und stehen auch in Zukunft an. Viel Arbeit also für die neue „**Kommission für Stadtbild und Architektur**“, die bald unter neuem Namen der einst abgeschaffte Baukunstbeirat mit neuem Konzept die Sache angehen soll. Erste Vorschläge dazu wurden bereits im Hauptausschuß diskutiert, das Gerüst steht schon mal.

Beratend und empfehlend soll die künftige Expertenrunde dem Stadtrat zur Seite stehen, und für eine historisch fundierte Stadtgestaltung sowie eine architektonisch zeitgemäße Stadtentwicklung unter Wahrung verschiedener Interessen, das heißt, Gestaltungsqualität, Nachhaltigkeit und Wirtschaftlichkeit mit größtmöglicher Transparenz ein Fundament schaffen.

Das heißt aber nicht, daß ihre Vorschläge und Gutachten bindend werden. Nun dürften die Hellhörigen aufhorchen, schließlich wurstelt in Würzburg seit Jahren ein Kulturbeirat unter ähnlichen Voraussetzungen.

Damit bei der neuen Kommission gar nicht erst Begriffe wie Interessenskonflikt aufs Tableau kommen können, sollen zehn externe, namhafte, überregional anerkannte, freiberufliche Architekten (fünf davon als Stellvertreter), gewonnen werden, die während ihrer Mitarbeit im Gremium nicht in Würzburg tätig sind oder mit den jeweils zu bewertenden Würzburger Bausachen in Verbindung gebracht werden können. Ihr Engagement soll mit mindestens 1000 Euro Tageshonorar pro Architekt plus Spesen entlohnt werden, was sich bei geplanten 5 Sitzungen pro Jahr auf 50 000 Euro plus x summiert.

Freilich befinden diese Fachleute nicht allein über die Bausachen, sondern maximal 15 weitere Mitglieder, darunter der Oberbürgermeister, der Baureferent, der Kulturreferent, Stadtratsmitglieder, der neue Stadtheimatspfleger, Vertreter von Fachbehörden und Institutionen (Zuladung themenabhängig), und man höre und staune, ein Künstler, der, so wie es momentan aussieht, in der Person des Vorsitzenden der VKU ein Wörtchen mitreden wird. Für letzteren ist, den Architekten in Sachen Kreativität und optischer Beurteilung eigentlich gleichgestellt, kein Honorar vorgesehen. Er darf sich im Dienste des Ehrenamtes umsonst, aber mit genauso viel Engagement der Sache widmen. Obwohl manchem Gebäude der

Anzeige

TELL IT!





**50 JAHRE
DRUCKQUALITÄT**

Traditionsbetrieb mit Zukunft...

High-End-Qualität und Präzision stehen bei uns an oberster Stelle. So wie es unsere zahlreichen Stammkunden seit jeher von uns gewohnt sind.

**Eine Tradition die verbindet,
der man vertraut.**

Beckdruck GmbH
Fraunhoferstraße 9
D-97076 Würzburg

Telefon (09 31) 28 44 90
Fax (09 31) 28 44 34
eMail info@beckdruck.de
Web www.beckdruck.de



Traditionsbetrieb seit 50 Jahren



Foto: Achim Schollenberger

Stadt, gerade entgegen dem oft bemühten architektonischen Glas- und Beton-Einerlei etwas Farbe und Andersartigkeit gut täte, ist man wieder einmal nicht auf den Gedanken gekommen, daß künstlerisches Begutachten samt Zeitaufwand auch eine Entlohnung verdienen.

Man kann nur hoffen, daß sich die Verantwortlichen in der Stadt noch besinnen und dem Künstler ebenfalls ein Honorar, wie den Architekten fraglos, zuzubilligen. Vielleicht wäre es auch lohnend darüber nachzudenken, ob aus den Reihen der Künstler nicht auch Kandidaten berufen werden sollten, die über Erfahrung mit sensiblen städtebaulichen Veränderungen verfügen. Das Vorhaben, die Berufung nur auf Grund eines Vereinspostens auszusprechen, darf man ruhig diskutieren.

Daß die CSU zwei Vertreter, als einzige Partei wohl gemerkt, ins Gremium schickt, läßt auch noch lange nicht den Schluß zu, daß darunter der mahrende Ruffer in der Glas- und Betonwüste, der unermüdliche Willi Dürrnagel sein wird. Auch können die „Sachrichter“ aus den Parteien immer noch die Vorschläge der „Fachrichter“ problemlos dank ihrer Mehrheit überstimmen. Immerhin ist vorgesehen, daß die Kommission überwiegend öffentlich tagen soll.

Am 12. März wird sich der Würzburger Stadtrat mit dem Thema beschäftigen. Mal sehen, was dann festgemörtelt wird. [as]

Noch eine Last Minute Meldung für alle **Bob Dylan Fans**. Zwar kommt der Meister nicht leibhaftig, dafür aber **Zimmermann** (Dylans bürgerlicher Name) in Würzburgs Omnibus. Die Truppe versteht sich nicht als Dylan-Coverband im üblichen Sinne sondern als Verehrer und Hüter seines musikalischen Schaffens, interpretiert die Songs in eigenem Style und eigenem Arrangement. Und über allem schwebt der Spirit of Bob. Die Zimmermänner, alle schon lange Jahre als Musiker tätig, haben zwar das Alter ihres Vorbildes noch nicht erreicht, doch immerhin sind drei von ihnen schon im „erfahrenen“ Rock`n Roll Alter, haben Bob Dylans Werdegang von Anfang an miterlebt und seine Songs schon als Jugendliche gehört und gespielt. Die anderen Bandmitglieder pendeln zwischen Twen und Vierziger und bringen so jugendlichen Wind. Holla, na dann laßt mal blowen den Wind. Omnibus, Theaterstraße 10, Würzburg am 27. März, ab 21 Uhr. [as]



LISE CHARMEL



Ich fühl' mich wohl.



Wäsche & Mode hautnah!

Jetzt neu:
Am Schmalzmarkt 5
Tel.: 0931-52304

Sammlung Ruppert